

Dörfer in der Metropole Madrids Aufbruch in der Krise

Madrid hat alles: Prachtboulevards und schattige Gassen unter schmiedeeisernen Balkonen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, eines der größten Königsschlösser Europas, Art-Déco-Bauten, Hochhäuser wie im New York der 20er Jahre, ein Viertel der Literaten, in dem die Gedichte im Straßenpflaster schimmern, grandiose Kunstsammlungen und beschauliche Quartiere, in denen die Menschen ihre gemeinsame Zukunft selbst in die Hand nehmen.

Madrid. Städte nennt Werner Durrer „Bücher, die man aufschlägt um darin zu lesen“. Mit seinen Architekturführungen will er Besuchern „Lesehilfe bieten“. Übers Internet habe ich mich mit dem Züricher verabredet.

Mit einem Edding markiert der Architekt die Festung Maghrit, übersetzt etwa „fruchtbarer Hügel“ auf einem Din-A-3 großen laminierten Stadtplan. Die Mauren ließen die Burg einen Tagesritt nördlich ihrer Metropole Toledo bauen. Die Grundmauer findet man heute gegenüber der Kathedrale. Auf den Bergen in Sichtweite warteten die Heere der christlichen Herrscher von Aragonien und Navarra auf eine Gelegenheit zum Angriff. Die Reconquista, die „Rückeroberung“ Spaniens von den Kalifen hatte begonnen. Durrer zeichnet die Frontlinie auf den oberen Rand des Plans.

Lange nachdem Kastilien an die spanischen Könige gefallen war, wählten sie 1561 das Nest zu Füßen der zerstörten arabischen Festung zu ihrer Hauptstadt. Die Siedlung lag in der Mitte zwischen den beiden Häfen Lissabon und Barcelona. Mit dicken blauen Strichen zeichnet Durrer die Entwicklung der Stadt von West nach Ost. Der Hauptplatz Plaza Mayor entstand erst später, ebenso die östlich angrenzenden Innenstadtbezirke. Bis in die 1940er Jahre zählte Madrid 600.000 Menschen. Heute sind es 3,2 Millionen, mit den Vororten mehr als sechs. Ich folge der Stadtgeschichte vom Königspalast ins Literatenviertel Las Letras.

„Hat jemand von Ihnen eine Knoblauchallergie“ fragt Javier lachend ein Häuflein deutscher Touristen auf der Plaza Santa Ana. Im Hintergrund leuchtet blütenweiß das fast 100jährige Luxushotel Reina Victoria, gegenüber das älteste noch bespielte Theater Europas. Scharen von Nachtschwärmern ziehen über das Kopfsteinpflaster in die Bars und Kneipen des Ausgehviertels.

Ich schließe mich einer von Javiers Tapas-Touren an. Zusammen mit seiner deutschen Freundin bietet er unter „Madrid Travel Solutions“ Themenführungen an. „Wir Einheimischen sind wie Kakerlaken“, erzählt der Mittdreissiger lachend. „Wir gehen da hin, wo es dunkel ist“. In den sonnigen Straßencafés auf den großen Plätzen saßen vor allem Touristen. Javi, wie sich der fröhliche junge Mann nennt, führt uns ins Lacón.

Schmelztiegel Spaniens

„Hay raciones“, etwa „Portionen“, steht wie an fast jeder Bar am Eingang. „Niemand bestellt Tapas. Die gibt es automatisch zum Getränk“, erklärt Javier. Entstanden ist die Tradition angeblich im 16. Jahrhundert, als mit dem habsburgischen Königshof das Gefolge in die neue Hauptstadt kam. Sie verlangten Bier. Weil es das nicht gab, tranken sie schweren spanischen Wein. Als die Wirte genug von betrunkenen Höflingen hatten, legten sie ihnen belegte Brote als Deckel (Tapa) auf die Gläser. So hofften sie, dass die »Herrschaften« länger nüchtern und friedlich blieben. Später verbreitete sich die Sitte in ganz Spanien. Heute versuchen die Gastronomen mit möglichst ausgefallenen Tapas, die wachsende Konkurrenz zu übertrumpfen.

Im Lacón (C/. Manuel Fernández y González, 8) gehen die Uhren anders. Hier bestellen die Gäste die Häppchen. An der rund zehn Meter langen Theke servieren die Kellner neben Eigenkreationen lokale Spezialitäten: Lomo (Lende), Bacalao (Stockfisch), Sardinien (Boquerones) oder gegrillte Pilze- viel zu lecker, um mir den Appetit für die nächsten Stationen aufzusparen.

Wir ziehen durch das Literatenviertel Barrio de las Letras, in dem einst Nationaldichter Cervantes lebte. Plaketten kennzeichnen sein Wohnhaus, die Druckerei, in der die erste Ausgabe des Don Quixote entstand und den Stadtpalast der Fugger, die die Habsburger Könige finanzierten. Im Straßenpflaster glitzern in goldenen Buchstaben seine Verse und die anderer Poeten wie Lope de Vega.

„Gute Bars erkennst Du am Müll auf dem Boden“, lässt uns Javier wissen, als wir beim „Großvater“ ankommen. „El Abuelo“ hat angeblich die besten Gambas con Ajillo, in Öl und frischem Knoblauch gebackene Garnelen. Wäre die Sosse nicht so heiß, würde ich mich mit offenem Mund hineinsetzen.

Unter den Barhockern liegen Papierservietten, Zahnstocher und anderer Unrat, obwohl der Wirt zwei Papierkörbe dafür aufgestellt hat: viel Müll, reichlich Gäste, gutes Essen, so die Logik der einheimischen Madrileños.

In Spaniens Hauptstadt verschmelzen die Kulturen des Landes. Die meisten Bewohner sind erst in den 50er, 60er und 70er Jahren zugewandert. Die Industrie suchte Arbeitskräfte. Ihre Eltern und Großeltern stammen aus Galicien, Andalusien, Asturien oder anderen spanischen Regionen. Obwohl weit weg vom Meer floriert am Rande Madrids der zweitgrößte Fischmarkt der Welt. Zahlreiche Fischgerichte brachten die Zuwanderer von den Küsten mit. Javier zum Beispiel ist im Norden aufgewachsen. Seit neun Jahren lebt er in der Hauptstadt.

Das Dorf in der Stadt

Wie unter einem Mikroskop zeigt sich der permanente Wandel der

Metropole im halben Quadratkilometer kleinen Stadtteil Lavapiés am Südrand der Innenstadt. In die einst billigen Altbau-Wohnungen ziehen Künstler, Designer, Musiker und andere, die hier ihr in der Wirtschaftskrise schwieriges Leben selbst in die Hand nehmen.

Auf meinem Weg durch die Gassen der Altstadt lande ich vor der etwas heruntergekommenen Markthalle La Cebada: ein bunt bemalter Betonbau unter zwei Kuppeln. Auf dem eingezäunten Grundstück nebenan gedeihen in Holzkisten Kräuter, Tomaten, Spinat und anderes Gemüse. „Wir machen auf, wenn wir da sind“ steht in Sprühbuchstaben auf dem Rolltor zum „Campo de la Cebada“. Auf selbstgebauten rohen Holzbänken sitzen junge Leute. Sie lesen, unterhalten sich und genießen die ersten warmen Sonnenstrahlen des beginnenden Frühlings. Auf dem betonierten Platz in der Mitte spielen einige Basketball. In einer Ecke des 2500 Quadratmeter großen Areals kniet ein bärtiger Mann mit einem Maßband auf einer am Boden ausgebreiteten hauswandgroßen Plastikfolie.

„Die Folie hat uns das Theater da drüben geschenkt“, erzählt er mir und zeigt auf das Teatro La Latina. „Wir bauen uns daraus eine Kuppel für ein Veranstaltungszelt.“ Musiker Pedro schreibt Lieder und Gedichte. Zusammen mit Monica leitet er das Campo de la Cebada. Rund 15 Freiwillige organisieren den Gemüsegarten, Feste, Konzerte, Lesungen Theateraufführungen und das Freiluftkino. Als Leinwand dient ein weiß gestrichenes Rechteck auf der Brandmauer am oberen Ende des Geländes. Wer etwas veranstalten möchte, bringt die Vorschläge montags auf der Vollversammlung ein.

Die seit zehn Jahren wütende Wirtschaftskrise hat Spanien verändert. Vor allem in den großen Städten helfen sich Menschen in Not gegenseitig, legen auf Brachflächen Gemüsegärten für die Selbstversorgung an. Was Sie nicht mehr bezahlen können, stellen sie selbst her: Musik, Kunst, Lebensmittel.

Pedro und Monica erzählen mir, dass das Campo de La Cebada lange leergestanden hat: ein verrottender Sportplatz auf einer verlassenen Teerfläche neben der Markthalle. „Wir haben uns mit ein paar Nachbarn zusammengetan und die Stadt gefragt, ob wir das nicht nutzen könnten.“ Pedro wundert sich noch heute, dass er im Rathaus auf offene Ohren gestoßen ist.

Er ist in Santander an der Nordküste aufgewachsen. Über die Sehnsucht nach dem Ozean hat er ein Lied geschrieben. „Si arribas a mi puerto“, wenn Du, das Meer, an meine Tür kommst, textete er in seiner ersten Wohnung in der Madrider Altstadt. Fünf- und sechsstöckige Mietshäuser aus dem 18. Jahrhundert tragen einen halben Schritt schmale Balkone mit schwarzen schmiedeeisernen Geländern. Sie werfen ihre Schatten auf die Gassen, durch die gerade ein Kleinwagen passt. „Das Viertel atmet und lebt die Vielfalt“, schwärmt Musiker Pedro. Auf den Bänken am Nelson Mandela Platz oder an der U-

Bahn-Station Lavapiés sitzen Afrikaner arbeitslose Tage ab. Jobs gibt es für sie nicht. Andere eröffnen ein Café, einen Imbiss, einen Laden oder betteln.

Die Wurzeln im Himmel

In Lavapiés gedeihen zahlreiche Welten, manche nebeneinander, viele miteinander: Chinesische, pakistanische, westafrikanische und türkische Imbissbuden, alternative Cafés, uralte Kneipen, Bars, wohnstubenkleine Lebensmittelgeschäfte, wie sie aus anderen Städten längst verschwunden sind.

Monica, die zusammen mit Pedro die Plane auf dem Campo de la Cabada vermessen hat, lädt mich zu einer Tour durchs Viertel ein. Sie arbeitet für eine Konzertagentur, singt, tritt als Tänzerin auf und entwickelt mit Künstler-Kollegen aus Lavapiés Performance-Stücke. Wir finden uns auf der Plaza Nelson Mandela gegenüber der Quimera, einem besetzten Haus, das die Stadt bisher nicht geräumt hat. Auf dem Platz hat sie Betonwürfel als Sitzgelegenheiten aufgestellt. „Hier treffen sich die Senegalesen, die für die dortige Regierung sind, auf der anderen Seite die aus der Opposition“, erklärt mir Monika. Streit gebe es deshalb keinen. Auf der Terrasse des Café Baobab bestellen die ersten Gäste ihren Kaffee oder eine Caña, ein Bierchen. An die Fassade des Hauses haben die Wirte einen Baobab-Baum gezeichnet. „Schau“, sagt Monica „der hat die Wurzeln im Himmel, wie wir.“

Manche der zahlreichen Bars und Kneipen öffnen nach Laune der Besitzer, andere rund um die Uhr. An den Wochenenden veranstalten sie Live-Konzerte, oft spontan, wenn Musiker vorbeikommen und eine Jam-Session spielen.

Mutige Patchwork-Existenzgründer

Auf der Calle Embajadores fällt mir ein komplett mit bunt bemalten, Jahrzehnte alten Kacheln bedeckter Laden auf, den traditionellen Azulejos. Peluqueria, Friseursalon, informiert ein leuchtend blauer, geschwungener Schriftzug auf den historischen Fliesen über der Tür. „Wir sind kein Friseur, sondern ein soziales Café“, hat jemand auf die Tafel am Eingang geschrieben. Drinnen duftet es nach Kaffee und Kuchen. Die Kaffeemaschine zischt. Zwei junge Frauen arbeiten die vielen Bestellungen ab. Zwischen Cappuccinotassen und Kuchentellern erklärt mir eine der beiden das Konzept: ein selbstverwalteter Betrieb ohne Chef, von einer Handvoll Enthusiasten gegründet, verkauft Bio-Obst, Gemüse und Selbstgebackenes aus frischen Bio-Zutaten und Produkten aus fairem Handel.

Wer keinen Job findet, schafft sich einen oder versucht es zumindest: Architekten, die sich mit Stadtführungen selbstständig machen, ein ehemaliger Vodafone-Manager, der eine Kochschule eröffnet oder die Kulturbegeisterten, die das Teatro del Barrio, das Theater des Viertels, gegründet haben. In einer dunklen Gasse locken mich Licht und Musik zu einem Hauseingang.

Fernando raucht mit ein paar Partygästen eine Zigarette vor der Tür. Nein, erklären könne er mir das Konzept des Theaters heute nicht mehr, „zu betrunken“ sei er, aber „komm doch rein und feiere mit“. Drinnen tanzt ein Dutzend Leute, andere schauen zu und unterhalten sich bei Wein, Nüsse und Knabbereien. Das Teatro trägt Kultur in die Nachbarschaft: Eigenproduktionen, Theaterworkshops, Gastspiele und eine eigene Stadtteil-Universität: Montags und dienstags holt es Wissenschaftler zu kostenlosen Vorträgen und Diskussionsabenden in seine Räume. Es geht um Politik, Wirtschaft, Naturwissenschaften, oft um Themen, „über die man hier sonst nicht so gerne spricht“: die Aufarbeitung der Franco-Diktatur oder das Königshaus.

Entstanden ist hier die Bewegung, die Spanien verändert hat: Podemos lud 2011 zu einer ihrer ersten Versammlungen ins Teatro del Barrio. Gegründet wurde die spätere Partei im Laden gegenüber. Ich wundere mich, warum von den Indignados, den Empörten und der M15, die monatelang den zentralen Platz „Puerta del Sol“ oben im Stadtzentrum besetzt hielt, kaum noch etwas zu sehen ist.

Ich frage Yerik, den Musiker, der den »Mädchen von Lavapiés« ein Lied gewidmet hat. Darin erzählt er von Punkerinnen mit bunten Haaren, von Frauenbewegten, Eigenwilligen, Mutigen und Engagierten wie Fanni und ihrer Freundin Yolanda. Die beiden könnten unterschiedlicher nicht sein: klein, drahtig, hellwach und quirlig die eine; groß, kräftig und ein wenig behäbig die andere. Fanni, die Intellektuellere, Informatikerin, analysiert die spanischen Zustände, sieht 2011 Tausende an der Puerta del Sol, die die gleichen Fragen stellen wie sie, sich über Korruption und Ungerechtigkeit im Lande empören: Junge Leute, gut ausgebildet, ohne Chance auf einen Job. Polizisten tragen Familien mit kleinen Kindern aus ihren Wohnungen, weil sie, arbeitslos geworden, den Kredit nicht mehr bedienen können. Bittere Armut neben protzigem Reichtum, hungernde Bettler vor den Filialen internationaler Luxusmarken an der Preciados, einer der teuersten Einkaufsmeilen Europas.

Fanni war fasziniert von der Aufbruchstimmung an der „Sol“. Sie fing an, mit den Leuten dort zu reden. „Wir wollen das Land verändern“, erklärt sie mit einer Bestimmtheit, die kaum Zweifel an ihrer Entschlossenheit zulässt. Der diffuse Protest wurde zur Bürgerbewegung. Daraus entstand die Partei Podemos („Wir können“), die seit Herbst 2015 mit in der Stadtregierung sitzt. Fanni geht neben dem Fulltime-Job zu Versammlungen und arbeitet in Bürgerinitiativen mit. „Privatleben habe ich keines mehr“, sagt die 36jährige. Aufgeben kommt für sie ebenso wenig in Frage wie für Yolanda, die wegen einer Behinderung Rente bekommt. Abgekämpft wirkt auch sie, aber voller „ilusión“ – ein Wort, das sich mit Illusionen, Träumereien übersetzen lässt – oder als Hoffnung und (Vor)-Freude auf die Veränderungen, die Podemos in Spanien noch bewirken kann.

Die 35jährige hilft Nachbarn in Not. Oft denkt sie an die Frau, die mit ihrem Baby weinend vor ihr stand: Das Kind schrie und die Mutter hatte kein Geld, um etwas zu essen zu kaufen.

„Leute haben sich umgebracht, weil die Krankenkasse lebensnotwendige Medikamente nicht mehr bezahlt“, erzählt Yolanda, selbst den Tränen nahe. Kraft schöpft sie aus den Veränderungen, die die Protestbewegung schon bewirkt hat: „Menschen wie Du und ich finden Gehör und regieren mit.“

Was Podemos landesweit erreichen will, setzen einige in Lavapiés und anderen Madrider Vierteln in ihrem Alltag um.

Zwei junge Männer stehen vor einer mit Kerzen beleuchteten Erdgeschosswohnung voller bunter Gemälde. Bevor ich Genaueres erfahre, bittet mich einer der beiden herein. Mario Chaamaño feiert mit ein paar Freunden Geburtstag. Seine Werke scheinen mir wie übergroße Alltagsfotos aus befremdlichen Perspektiven: Putzeimer auf schachbrettgemusterten Fußböden oder farbige Flächen. Realer Raum und Bilder kann ich kaum voneinander unterscheiden. „Ich male realistisch“, erklärt mir der junge Chilene. Sein Nachbar restauriert alte Kunstwerke. Gegenüber hat ein Bildhauer eine Galerie eröffnet. „Wir arbeiten zusammen“, erzählt der 33jährige. Jeden Mai öffnen die vielen Künstler unter dem Motto „Los Artistas del Barrio“ ihre Ateliers. Dann ziehen Scharen von Besuchern durch den Stadtteil. Zum Leben reicht Marios Kunst noch nicht. In der nahen Tabacalera gibt er Malkurse.

Die Stadt hat die stillgelegte Zigarettenfabrik vor ein paar Jahren zum Kulturzentrum umgebaut. In der oberen Hälfte betreibt sie Ausstellungsräume. Einige der weitläufigen Hallen und Innenhöfe verwalten junge Leute selbst. »Was sich nicht teilen lässt, ist keine Kultur«, bringen die Macher ihr Anliegen auf den Punkt. In eines der ehemaligen Fabrikgebäude ist eine Fahrradwerkstatt eingezogen. Andere bieten Ateliers und Kurse für Malerei, Bildhauerei oder Fotografie an.

Gleich oberhalb der Tabacalera finde ich weitere Zeichen des Aufbruchs im Kleinen. Vor der Markthalle San Fernando sitzen Leute auf den Treppen in der warmen Nachmittagssonne, manche mit einer Flasche Bier in der Hand. Ein entspannter Nachmittag. Drinnen schließen die letzten Bars und Marktstände. An einem Klapptisch zählt eine junge Frau lächelnd die Tageseinnahmen. Jeden Sonntag organisiert sie hier mit ein paar Freunden Salsa-Tanznachmittage. Schade, dass die Musiker gerade ihre Instrumente einpacken. Nebenan hat eine Genossenschaft von Anwohnern einen Bio-Laden eröffnet: Zu Obst und Gemüse gibt es Saatgut und Kurse in biologischem Gärtnern.

Krise, welche Krise?

Wer mag, pflanzt auf dem Campo de la Cebada oder gleich um die Ecke auf dem Grundstück „Esta es una Plaza“ (Das ist ein Platz). Aktivisten haben das leerstehende Gelände der Stadt abgetrotzt, Beete in großen Holzkisten angelegt, eine Bar, einen Kinderspielplatz gebaut und einen alten Baucontainer aufgestellt. In der Fahrradwerkstatt reparieren Interessierte unter Anleitung Velos.

Pedro, der Musiker vom Campo de la Cebada, lobt die Vielfalt in

Lavapiés „als Mehrwert, nicht als Barriere«. „Da arbeitet eine Afrikanerin mit einem Australier zusammen, Spanier mit Argentinern, die gemeinsam eine Jam-Session spielen.“ All das passiere von selbst. „Da brauchst Du keine Zuschüsse von der Stadt.“

Die hat sich auch politisch verändert. Nach Jahrzehnten der konservativen Ratsmehrheit hat das links-alternative Bündnis „Ahora Madrid“ (Jetzt Madrid) die Stadtregierung übernommen. Bei den Wahlen im letzten Herbst verlor die Volkspartei PP überall im Lande deutlich an Stimmen. „Korruption schreibt man mit zwei P“, lästern manche. Sogar skandalgewohnten Spaniern sind Vetternwirtschaft und Schmiergeldgeschichten zu viel geworden.

„Nach Jahren des neoliberalen PP-Mottos „bereichert Euch wo Ihr könnt“ schlägt das Pendel in die andere Richtung“, fasst Thomas Büser den Stimmungswandel zusammen. 23 Prozent offizielle Arbeitslosigkeit, mehr als die Hälfte aller Jugendlichen ohne Job. Die »ni-ni Generation« (ni formación ni trabajo, weder Ausbildung noch Arbeit) sucht ihre Zukunft. Die Bauwirtschaft, bis 2007 Konjunkturmotor der Wirtschaft, ist zusammengebrochen. Viele Architekten wie Werner Durrer oder Fremdenführer Javier finden weder Job noch Auftraggeber.

In Madrid konzentrieren sich die Sorgen und Hoffnungen der Menschen wie unter einem Brennglas. „Rau“ nennt Thomas Büser das Klima in der Hauptstadt und meint damit nicht nur das extreme Wetter: brütend heiße Sommer mit über 40 Grad, eisige Winter. Die meisten Madrilenen seien direkt, schnoddrig im Ton und gesprächig, wie man es den Berlinern nachsagt.

„Diese Stadt ist wie eine Flasche Ketchup. Du schüttelst und schüttelst und nichts passiert, bis dann plötzlich die ganze Ladung herauskommt“. Thomas, aus Deutschland zugezogener Autor und Journalist, hat einen Reiseführer über Madrid geschrieben. Sein Unternehmen Bellavista bietet Themenführungen und komplette Städtereisen an, Operntouren zum Beispiel inklusive Karten für die international begehrten Aufführungen. Mit seinem kubanischen Lebenspartner wohnt er am südlichen Stadtrand. Noch in den 80er Jahren steckte der spanische Staat Schwule ins Gefängnis. Dann kam die Movida Madrileña, die bunte, fröhliche Jugendbewegung, die alles nachholen wollte, was sie unter der faschistischen Diktatur bis 1975 versäumt hatte. In Chueca und Malasaña, wo die Jugend damals feierte, Künstlerateliers und Galerien und stylische Bars eröffnete, wehen heute viele Regenbogenfahnen. Homosexuelle Paare haben sich Eigentumswohnungen gekauft, die inzwischen Vermögen wert sind. Jedes Jahr Anfang Juli findet in Chueca die größte Schwulen-, Lesben- und Transgenderparade Europas statt. Spanien hat als eines der ersten Länder gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften der Ehe gleichgestellt, erzählt Thomas. In Madrid mag er die Dichte und hohe Geschwindigkeit des Lebens, die Fülle an Kultur: ungezählte Museen, Theater, Kinos. Ständig entsteht Neues. Stadt und Region verlegten die Umgehungsautobahn M30 unter die Erde. Das

Flüsschen Manzanares wurde renaturiert. „Die Schulden dafür zahlen sie noch bis 2045 ab“, vermutet Thomas. Eine Studenteninitiative setzte durch, dass ein 7,5 Kilometer langes Gelände über der Autobahn zum Park wurde: Madrid Rio mit Sportanlagen, Spielplätzen, Rad- und Wanderwegen. Thomas zeigt auf das Fußballstadion. Die Arena des Vereins Atlético, Club der Arbeiter und einfachen Leute, weicht zwei Wolkenkratzern mit Büros, Luxuswohnungen und Einkaufszentrum: „Das nächste große Ding.“ Der Viktualienmarkt gegenüber, ein konturloser Betonkasten, soll wie der Matadero zum Kulturzentrum werden. In die mehr als 100 Jahre alten Back- und Bruchsteinbauten des einst größten Schlachthofs Spaniens sind auf 120.000 Quadratmetern Galerien, Restaurants, eine Biblio- und Mediathek mit Leseräumen, Ausstellungsflächen und eine Außenstelle des Nationaltheaters gezogen. Zu den Veranstaltungen kämen die kulturbegeisterten Madrileños in Scharen.

Vor Museen wie dem Prado oder dem Reina Sofia bilden sich täglich lange Schlangen. Ausstellungen, Galerien, Kinos und Theater sind gut besucht. Um so mehr genieße ich die Ruhe in einem der schönsten Gebäude Madrids: dem zum Kulturzentrum CentroCentro umgebauten ehemaligen Hauptpostamt Palacio Cibeles. Blütenweiß leuchtet das mächtige Bauwerk. Mit verzierten Türmen und Kuppeln erinnert es mich an eine überdimensionale Zuckerbäckertorte. Drinnen zeigt die Stadt unter fünf, sechs Meter hohen, stuckgeschmückten Decken wechselnde Ausstellungen.

Zum Schluss gönne ich mir den Blick von der Aussichtsterrasse über die Innenstadt auf Prachtbauten des Art Déco wie das Telefonica Hochhaus: In den 20er Jahren als höchster Wolkenkratzer Europas errichtet, war es im Bürgerkrieg zentraler Aussichtspunkt der republikanischen Verteidiger. Francos Truppen versuchten es zu zerstören, trafen aber nur die Wohngebiete in der Nachbarschaft. Am Mondplatz Plaza de la Luna füllen gesichtslose Nachkriegsbauten die Lücken, die die Bomben hinterlassen haben. An seinem Rand teilt Madrids barockeste Kirche ein Gebäude mit einem Schwulenclub und einem Fitnessstudio. Im Süden leuchten die roten Dächer von Las Letras, La Latina und Lavapiés, im Westen die Art Déco- und Glasfassaden der Gran Via. Vor 100 Jahren zogen Planer und Architekten den damals futuristischen Boulevard mit Kinos, Theatern, Showbühnen und Kaufhäusern mitten durch die Altstadt.

Eine Woche lang habe ich im dicken Buch dieser Stadt geblättert. Pflastersteine, Fenster, Mauern und Millionen Gesichter bergen noch viele Geschichten.